



**HERBERT
FAHRNHOLZ**

**STROM
WANDERER**

Phantastische Erzählungen



Das Buch

- Ein Soap-Darsteller, der aus seiner Serie herausgeschrieben wurde, landet in einem demütigenden und perfiden Zweitverwertungs-Event;
- der Designer einer hochautomatisierten kommerziellen Haftanstalt wird zum Gefangenen seiner eigenen Einrichtung;
- bei einem Cyborg, halb menschlich halb mechatronisch, gerät immer mehr die Abstimmung seiner Komponenten aus dem Gleichgewicht;
- eine verunglückte junge Frau, der uralten keltischen Zeitreisetechnik des Stromwanderns mächtig, erweitert mit der Hilfe eines aufgeklärten Traumatherapeuten ihre Möglichkeiten;
- der altgediente Bildauswerter einer aufstrebenden Sicherheitsfirma erlebt einen personalisierten Countdown, von dem er lange nicht weiß, ob er real ist und was an seinem Ende stehen wird, sollte er nicht nur einer berufsbedingten Paranoia entsprungen sein...

Spannungsgeladene Szenarien, ungewöhnliche Akteure und bizarre Schauplätze: Bildreich und lebendig erzählt, lassen die Geschichten dieser Sammlung den Leser oft nachdenklich, aber immer auch gut unterhalten zurück.

Der Autor

Herbert Fahrholz wurde 1949 in Regensburg geboren und studierte nach dem Abitur Psychologie. Ab Beginn der achtziger Jahre war er als bildender Künstler in den Bereichen Fotografie und Objektkunst, sowie Druck- und Computergrafik tätig.

Seit 2013 schreibt er Gedichte, Kurzgeschichten und Romane, die er mit eigenen Illustrationen ausstattet. Die zwölf Erzählungen des hier vorliegenden Bandes entstanden in den Jahren 2016 und 2018.

INHALT

CRABs

Das Oktopus-Gen

Zweite Chance für den Biber

Fluchtpunkt

105 oder die Liebe zum Kind

Die Friedenskatze

Die bessere Hälfte

Stromwanderer

Die Schlange des Gilgamesch

Countdown

Der letzte Lurch

Eine enttäuschende Apokalypse

CRABs

Der handtellergroße Körper der metallenen Kreatur drehte sich planlos im Kreis. Acht lange Beine trommelten einen chaotischen Rhythmus auf den harten Asphaltstreifen, der sich zwischen all den Gras- und Moosflächen, die ihn umgaben, beharrlich seine graue Glätte bewahrt hatte.

Am Rumpf der stählernen Krabbe blinkten zwei blaue Lichter eine einfache, periodische Zeichenfolge, als ob ein Signalcode abgesetzt würde.

Nur wenig später lief ein zweites Exemplar schnell und geschickt über den aufgerissenen, krümeligen Boden und näherte sich dem orientierungslosen Artgenossen.

Vorsichtig kam es heran und betastete sein immer noch kreisendes Gegenstück behutsam mit den Greifscheren.

Die blinkenden Lichter auf dem Körper der defekten robotischen Krabbe erloschen. Sie stellte ihre Drehbewegungen ein, wandte sich unverzüglich dem Helfer zu und schoss, ohne einen Augenblick zu zögern, aus der Vorderseite ihres Kopfes einen scharf gebündelten roten Strahl auf ihn ab.

Die Samariter-Krabbe wurde zwischen den gestielten Augen an der Stirn getroffen. Ein Dampfwölkchen stieg auf und ein Tropfen geschmolzenes Metall fiel auf den asphaltierten Flecken.

Dem abgeschossenen Exemplar knickten die Beine ein.

Es sackte in sich zusammen und bewegte sich nicht mehr.

Der Schütze begann abermals zu rotieren und zu blinken.

Doch diesmal kam kein hilfsbereiter Artgenosse, sondern ein mittelgroßer, hagerer Mann, dessen jugendliche Bewegungen nicht so recht zu seinem alten, vom Wetter

gegerbten Gesicht passten. Er trug eine mit Fransen verzierte, ärmellose Weste aus speckigem Wildleder über einem rotkarierten Baumwollhemd, dazu eine grüne Latzhose wie ein Gärtner, auf dem Kopf einen schwarzen Zylinder und an den Füßen merkwürdige verspiegelte Stiefel, die ihm fast bis an die Knie reichten.

Die metallene Krabbe versuchte, sich in eine günstige Schussposition zu bringen, aber der seltsam Gekleidete war schneller, richtete seinerseits ein kleines schwarzes Kästchen auf den zielsuchenden Gliederfüßer und drückte auf einen Knopf.

Sofort knickte der Schütze ein, dem Vorbild des eben von ihm erlegten Exemplars folgend, und blieb regungslos neben seinem Opfer liegen.

Der Mann sammelte die beiden Stahlkrebse auf und verstaute sie behutsam in einem braunen Lederrucksack, der über seiner Schulter hing.

»Ab in die Werkstatt mit euch beiden«, kommentierte er laut.

»Ihr benehmt euch ja schon wie Menschen.«

Dann stapfte er durch den ungezügelten Wildwuchs zu den siebenstöckigen, verfallenden Wohnblöcken, die rundum aus dem Dickicht aufragten.



Die ›Verbotene Zone‹ lag im Norden der riesigen Stadt und war nicht schon immer verboten gewesen.

Vor dreissig Jahren war sie nur ein hoffnungslos tristes, heruntergekommenes Viertel am Stadtrand, beherrscht von uniformen Wohnschachteln, die alle sieben Stockwerke hatten und fünf Treppenhäuser, über die man in jeweils genau siebzig trostlose, aber gerade noch bezahlbare Wohneinheiten gelangen konnte.

Jede der Betonschachteln war in einem anderen Farbton gestrichen, damit man sie auseinanderhalten konnte.

Aber es wäre im Grunde genommen egal gewesen, in welche dieser Behausungen man gegangen wäre, denn dort herrschte überall dasselbe Elend und dieselbe Abgestumpftheit, überall vegetierten da die Bewohner eher wie Pflanzen, als dass sie wie Menschen lebten. Solange man sie gut feucht hielt, mit mehr oder weniger verdünnten alkoholischen Lösungen und sie genügend Licht aus ihren Fernsehgeräten abbekamen, konnten sie dort Wurzeln schlagen und sich vermehren und dabei helfen, die Kassen gieriger Hedgefonds zu füllen, die diese Gebäude, mit hämischer Ironie auch ›Sozialbauten‹ genannt, für einen Pappenstiel erworben hatten.

Es erfüllte für sich alleine schon den Tatbestand von Körperverletzung und seelischer Grausamkeit, Menschen in dieser Umgebung wohnen und dafür auch noch bezahlen zu lassen.

Aber solange das pure physische Überleben dort noch möglich war, kam natürlich niemand auf solche Gedanken.

Gesperrt wurde das Viertel erst, als diese Möglichkeit, buchstäblich explosionsartig, vom einen zum anderen Moment verpuffte und dort alles radioaktiv verseucht wurde.

Urheber dieser Verstrahlung war ein junger Mann gewesen, der, aufgewachsen im trostlosen Umfeld dieses Stadtbezirks, verzweifelt versucht hatte, seinem Leben am äußersten Rand der Gesellschaft einen Sinn zu geben.

Rekrutiert als Kämpfer für einen archaischen Gottesstaat war der Extremist auf ein überraschend modernes, aber auch recht kompliziertes Kampfmittel verfallen und hatte sich am Bau einer radiologischen Waffe versucht.

Leider waren die einschlägigen Anleitungen aus dem Netz sehr ungenau und fehlerhaft gewesen, sodass dem Krieger seine schmutzige Bombe eines schönen Nachmittags um die Ohren geflogen war.

Der Bastler starb dabei wie gewünscht den Märtyrertod und in der zitronengelb gestrichenen Wohnschachtel kamen weitere fünf Menschen durch die Explosion ums Leben.

Das war schlimm; noch weit schlimmer aber war es, dass durch die Detonation Kobalt 60 freigesetzt wurde, das vermutlich aus schlecht gesichertem Gerät für die medizinische Strahlentherapie stammte. Wie der tote Bombenbauer an dieses stark radioaktive und hochgefährliche Material gekommen war, konnte nie zufriedenstellend geklärt werden. Aber man hielt es für wahrscheinlich, dass er, wäre er nicht durch die Explosion gestorben, den Emissionen der schwer zu handhabenden Gammastrahlen-Quelle alleine erlegen wäre.

Natürlich bemerkte man die Katastrophe nicht sofort, und so kam es zu schweren Verstrahlungen rund um den Wohnblock, der zu großen Teilen zerstört worden war.

Sanitäter, Polizisten und Feuerwehrleute waren als Erste betroffen und viele von ihnen klagten bald über Kopfschmerzen und Übelkeit oder erbrachen Blut.

Bis man die Gefahr erkannte, an solchen Symptomen und an der auffallend großen Zahl von Bleiplatten, die am Unfallort verstreut waren, vergingen mehrere Stunden.

Dann endlich wurden Strahlungsmessungen durchgeführt, die eine sofortige Evakuierung und weiträumige Sperrung des Viertels zur Folge hatten.

Die Bewohner durften nur mitnehmen, was in einen einzigen Koffer passte und man versprach ihnen, dass sie nach drei Tagen zurückkehren könnten.

Aber aus den Tagen wurden Wochen und den Leuten aus der Zone wurde langsam klar, dass sie wohl nie mehr zurückkehren würden. Und dass sie alles, was sie in der Zone an Besitz hatten zurücklassen müssen, endgültig vergessen konnten. Das waren keine großen Reichtümer, aber doch vieles, woran sie gehangen hatten und das für sie, wie es so schön hieß, von ›sentimentalem Wert‹ war.

Nach und nach wurden sie aus den Notunterkünften heraus auf andere Viertel an anderen Stadträndern verteilt, die ebenso hässlich, ebenso verwahrlost und ebenso deprimierend waren wie jenes, das nun zur ›Verbotenen Zone‹ geworden war.

Manche der gesichtslosen Blöcke, die sie nun bezogen, gehörten sogar denselben Investmentfonds. Wie sollten sie sich da nicht schnell wieder zuhause fühlen in ihrer neuen Umgebung?

Nur die entstandene Tabuzone selbst machte Probleme, denn es versuchten immer wieder Waghalsige, dort einzudringen.

Entweder waren es ehemalige Bewohner, die noch Habseligkeiten aus ihren Behausungen holen wollten, oder es waren Plünderer mit ganz ähnlichen Absichten. Aber auch Jugendliche in Abenteuerlaune, für die das alles ein spannendes Spiel war, oder einfach nur Neugierige, die sehen wollten, wie es dort jetzt aussah, ließen sich alles Mögliche einfallen, um die anfangs noch unzureichenden und lückenhaften Absperrungen zu überwinden. Dass ihnen dort in der Zone wirklich Gefahr drohte, glaubten sie nicht; hatten doch Magistrat und Regierung ihr Bestes getan, um eine Massenpanik zu vermeiden und alles so weit heruntergespielt, dass sich nun keiner mehr ernsthaft bedroht fühlte. Um ihrem Erfolg wieder etwas entgegenzuwirken, veröffentlichten die amtlichen Stellen eine Auswahl von schockierenden Bildern Strahlengeschädigter, die nun schon sichtbare Folgen in Form von Verbrennungen der Haut, großen offenen Wunden und Haarausfall aufwiesen. Neben der Polizei postierte man noch zusätzlich Soldaten an den Zonenrändern, die dort so lange Wache schoben, bis die Bauarbeiten an der geplanten hermetischen Abriegelung beendet waren. Das zog sich hin, denn man hatte es mit einem Gebiet von 700 Metern Radius rund um den Ausgangspunkte der Kontamination zu tun,

einer Mauer also von reichlich vier Kilometern Länge, die eine Fläche von anderthalb Quadratkilometern umschloss.

Aber nach zwei Jahren intensiver Bautätigkeit, die durch diverse Sonderauflagen zum Schutz der Arbeiter erschwert worden war, ließ der Magistrat stolz verkünden, das Projekt sei nun abgeschlossen. Das Militär wurde wegbeordert und widmete sich wieder seiner Kernkompetenz, dem Töten von Menschen in weit entfernten Gebieten, und fortan patroullierten nur mehr lokale Polizeistreifen locker an der neuen Mauer, von der man annahm, sie reiche dazu aus, die Zone komplett abzuschotten.



»Immer dasselbe. Das Modul für Beuteschema und Raumorientierung ist durchgeschmort. War womöglich keine so geniale Idee, das miteinander auf ein einziges Bauteil zu packen, Herr Cheftechnicus. Die MBR geben jetzt so nach und nach alle den Geist auf.«

Der Mann mit dem gegerbten Gesicht sah vom Stereomikroskop auf und öffnete eine Schublade. Er holte eine Schachtel heraus und entnahm ihr mit einer Pinzette aus Kunststoff ein zuckerwürfelgroßes, graues Teil mit einer Unmenge von Drahtfüßchen an der Unterseite, die es wie elektronisches Ungeziefer aussehen ließen. Dann beugte er sich wieder über die Vergrößerungsoptik und machte sich daran, die defekte Schaltung auszutauschen.

»Das gibt eine Menge Arbeit in nächster Zeit«, stellte er fest, nahm den vielbeinigen Stahlkrebs vom Objektträger und sandte ihm mit dem schwarzen Kästchen ein Signal. Die Roboter-Krabbe erwachte blinkend zu neuem Leben, lief auf dem Tisch vor und zurück und aktualisierte ihre Positionbestimmung.

Unterdessen holte ihr Wartungstechniker aus einem Käfig eine graue, ein wenig rüdig wirkende Maus und setzte sie

auf den Tisch. Blitzschnell wandte sich der Krebs ihr zu und nahm sie ins Visier.

Die Maus fiepte ängstlich.

Die Krabbe schoss einen roten Laserstrahl ab, der den Nager exakt zwischen die schwarzen Knopfaugen traf.

»Bah, stinkt das immer! Aber seis drum, brav gemacht, Cindy.«

Der Mann packte den kopflosen Mäusekörper am Schwanz, trat mit seinem verspiegelten Stiefel auf das Pedal eines Treteimers und warf den qualmenden Torso in den Blechbehälter.

Er schaltete die Krabbe wieder ab und überprüfte mit einem langen, stiftförmigen Instrument die Akkus.

»Reicht noch bis zum Abend«, diagnostizierte er und legte Cindy beiseite.

Dann holte er aus seinem Rucksack die andere Robo-Krabbe, die ein kleines Loch mit geschmolzenen Rändern im Kopf hatte und drehte sie abschätzend zwischen den Fingern.

»Aber das hier sieht übel aus. Wird wohl eine etwas größere Operation werden, Harry. Cindy hat dich voll erwischt. Nimms ihr nicht übel, Alter, sie war krank.«

Er legte Harry auf den Objektträger des Mikroskops mit der Doppeloptik und blickte durch die Okulare.

»Du meine Güte«, sagte er beeindruckt, »da brauchen wir ja wohl einen komplett neuen Kopf. Wie kann sie das nur? Ne richtige Furie, das alte Mädchen.«

Kopfschüttelnd machte er sich daran, den getroffenen Krebs zu zerlegen.



Man muss dem Magistrat zugute halten, dass es keinerlei Erfahrungen mit der Isolierung einzelner Wohngebiete einer Großstadt gab. Bisher hatte man nur ganze Ortschaften oder Areale rund um ein Kernkraftwerk abgeriegelt, einmal

sogar eine ganze kleine Stadt mit fünfzigtausend Einwohnern.

Aber natürlich wollte man nicht wegen eines verseuchten Randgebiets die riesige Mega-Millionenstadt aufgeben und so versuchte man sich an der Premiere der Abschottung eines verstrahlten Teilgebiets und machte dabei zwangsläufig auch einige Fehler.

Zum Beispiel bemerkte man erst sehr spät, genauer gesagt etwa zehn Jahre nach Fertigstellung der Mauer, dass die neu errichtete Barriere nicht so undurchlässig war, wie die massive, vier Meter hohe Bauweise rein optisch glauben machen wollte.

Je mehr nämlich die Natur die verstrahlte Zone wieder in Besitz nahm, je mehr es dort grünte und sprießte, desto mehr Getier tauchte auf und siedelte sich dort an. Es überschritt die Grenzen aber nur allzu oft auch wieder in Richtung der daran angrenzenden, dicht bewohnten Viertel, in denen eine Vielzahl von verstrahlten Insekten, Vögeln und kleinen Nagern nun für Aufregung sorgten. Dabei schienen die Tierchen selbst die Strahlung erstaunlich gut wegzustecken, waren aber nun zu unkontrollierten, mobilen Quellen harter Strahlung geworden.

Sogar radioaktive Waschbären waren schon gesichtet und von verängstigten Anwohnern erlegt worden. Irgendwie hatten sie die offenbar nicht an allen Stellen gleich undurchlässige Mauer überwinden können, waren dann aber lieber auf ein Gebiet übergewechselt, in dem die Mülltonnen regelmäßig neu befüllt wurden.

Diese Durchlässigkeit war sehr unerfreulich, denn nichts, was einmal in der Zone gewesen war, sollte diese so einfach wieder verlassen und andere Stadtteile verunreinigen können.

Selbst wenn man davon ausgehen konnte, dass das Ausmaß der Kontamination, die auf diese Weise verursacht wurde, eher gering war, so blieb doch die Angst und Verunsicherung der Nachbarschaft, die sich leicht zur Panik

aufschaukeln konnte und schon allein deshalb sehr ernst genommen werden musste.

Am leichtesten überwand die Einzäunung natürlich Tiere, die fliegen konnten, wie Vögel, Fledermäuse oder ungezählte Insektenarten. Sie kamen und gingen, wie es ihnen beliebte.

Um dem ein Ende zu bereiten, errichtete man auf der Mauer zusätzlich eine engmaschige, an die hundert Meter senkrecht nach oben reichende energetische Abschirmung, in deren Schlingen die grenzüberschreitenden Luftküsse hängen blieben und gegrillt wurden. An manchen Tagen, vor allem an den warmen, trieben nun stakkatoartiges Geknatter und ein brenzlicher Gestank aus der Richtung der Sperrzone über die Stadt.

Auch den leichtsinnigen Aktionen einiger unbelehrbarer Zweibeiner, die ab und zu mit langen Leitern die Mauer überwinden wollten, war damit ein wirksamer Riegel vorgeschoben.

Der Schild wirkte auf sie zwar nicht tödlich, aber äußerst abschreckend, denn er verursachte versengtes Fleisch und scheußlich schmerzende Wunden, die nur schwer verheilten.

Man schien also nun alles wieder im Griff zu haben und in der Stadt gewöhnte man sich allmählich an das Leben mit der Verbotenen Zone.

Mittlerweile war auch allen klar, dass die Zone noch für sehr lange Zeit unbewohnbar sein würde, wobei die Schätzungen stark schwankten, zwischen fünfzig und fünfhundert Jahren.

Aber man machte sich im Magistrat darüber keine größeren Sorgen mehr, sondern hielt die Gefahr, die vom verstrahlten Areal ausging, auch über einen längeren Zeitraum hinweg für verwaltbar.

Auf einer ausgebleichten Klappliege, die er von einem der maroden Südbalkone des ehemals olivgrünen Plattenbaus requiriert hatte, lag der Ranger und sah in den hohen Frühsommerhimmel. Die warme, klare Luft auf dem Flachdach, das üppig mit krautigem Pfeifengras, dichten Lavendelpolstern und Thymiansträuchern bedeckt war, wurde vom starken Aroma der Wildkräuter gewürzt.

Neben ihm, auf dem stahlverstärkten Dachhaus, ragte der zwanzig Meter hohe Sendemast empor, über den er und die Robo-Krabben mit der Außenwelt verbunden waren.

Das furchendurchzogene Gesicht des Rangers wirkte entspannt.

Er hatte die verspiegelten Stiefel ausgezogen und genoss den leichten, kühlen Windhauch, der um seine nackten Füße strich.

Weißer Kondensstreifen aus allen Richtungen linierten das wolkenlose, tiefe Blau.

Die winzigen Flugzeugsilhouetten, an ihrer Spitze kaum zu erkennen, verrieten sich nur gelegentlich durch glitzernde Reflektionen auf den Metallrümpfen, wenn die Einfallswinkel der Sonnenstrahlen von Turbulenzen etwas verschoben wurden.

Scheinbar ähnlich klein, doch sehr viele Etagen tiefer, in einer Höhe von etwa zweihundert Metern, schwebten die Kameradrohnen, die das Gebiet aus der Luft mit leistungsfähiger, hochauflösender Optik überwachten. Selbst sehr kleine Objekte, die nicht größer waren als eine Maus, konnten die Hitec-Geräte damit noch entdecken.

Die zahlreichen Bussarde, Sperber und Falken, die über ihnen in der Thermik kreisten, standen ihnen darin in nichts nach.

Ihren überscharfen Augen entging nicht die kleinste Bewegung am Boden und immer wieder setzte einer der eleganten Vögel zum Sturzflug an und schoß mit rasender Geschwindigkeit dem Erdboden entgegen, um sich aus dem

Überangebot an kleinen Nagern ein besonders saftiges Exemplar zu greifen.

Aus dieser Höhe war es für sie ein Leichtes, in die Zone einzudringen und sie hatten lange schon gelernt, diese auch wieder durch steilen, senkrechten Flug nach oben zu verlassen, um nicht im hundert Meter hohen Energieschirm hängenzubleiben und gegrillt zu werden.

So genossen sie das Schlaraffenland und die Köstlichkeiten, die unter ihnen wie auf einem riesigen Teller von anderthalb Kilometern Radius angerichtet waren.

Vom nahen Abschnitt der Mauer, nur einige Dutzend Meter vom schmutzig grünen Gebäude am Rand der Zone entfernt, hörte der Ranger wieder das Knistern und Bruzzeln eines Tierkörpers, der in den Schirm geraten war. Dem Geräusch nach war es ein etwas größerer Vogel, eine Amsel vielleicht, vermutlich ein Jungvogel, dem nachlässige Eltern noch nicht beigebracht hatten, wie man den unsichtbaren, tödlichen Zaun vermied.

Das ferne, monotone Rauschen der Großstadt wirkte einschläfernd auf den Ranger. Als ihm eben schon die Lider zufallen wollten, ließen ihn die trommelnden Geräusche eines schnellen Staksens vieler Beine auf hartem Stahlbeton wieder hochschrecken.

Er setzte sich auf und sah sich um.

Eine Krabbe bahnte sich einen Weg durch die bewachsenen Risse und blinkte hektisch, während sie, womit auch immer, pfeifende und quietschende Geräusche absonderte, als sei sie ein naher Verwandter von R2D2.

»Was ist los, Lefty?«, fragte der Ranger erstaunt. Er zog seine Füße auf die Liege hoch, angelte sich die Stiefel und streifte sie über die nackten Füße.

»Was machst du denn hier oben? Ist irgendwas passiert?«

Der Krebs blinkte und piepste wieder, als gäbe er eine Antwort, aber der Ranger verstand nur so viel, dass etwas Ungewöhnliches geschehen sein musste oder immer noch im Gang war.

»Na, dann zeig mir mal, was dich so aufregt«, sagte er, stemmte sich aus dem bequemen Campingmöbel hoch, hängte sich den Rucksack um und ging dann erwartungsvoll hinter der mit flinkem Klappern voraus-eilenden Krabbeneinheit her, die immer wieder die gestielten Augen mit den optischen Sensoren rotieren ließ, um sich zu vergewissern, dass er ihr auch folgte.



Natürlich war, wie vorausschauende Kritiker warnten, die man wie gewöhnlich zunächst als negativ denkende Pessimisten abtat, nun keineswegs schon in allen wichtigen Fragen vorgesorgt worden.

Beispielsweise hatten diese notorischen Miesmacher schon früh vor der Ratten- und Mäuseplage gewarnt, die in und an der Zone bald um sich griff.

Es erwies sich nämlich als unmöglich, die Kanalisation, die die Sperrzone über tausende kleiner Röhren und Schächte mit dem Netz der restlichen Stadt verband, gänzlich zu kontrollieren oder gar abzuriegeln.

Außerhalb, aber auch innerhalb des Mauerrings gab es bald nach der Installation der energetischen Abschirmung ein grosses, verlockendes Angebot an gegrilltem Kleintier-Aas, speziell Vögeln und gerösteten Insekten, das für großen Zuspruch aus der ganzen Nachbarschaft sorgte.

Es entwickelte sich ein reger kleiner Grenzverkehr von Mäusen und Ratten, in geringerem Maß auch von Marderartigen, wie Steinmarder, Iltis oder Wiesel, die ungeachtet der Mauer und des Schirms nach Belieben zwischen der Zone und den angrenzenden Gebieten hin und her wechselten.

Etwas eingedämmt wurde diese Plage zwar von einer wachsenden Zahl stets hungriger Greifvögel, die diese neue Nahrungsquelle intensiv nutzten. Auch einige andere Tierarten, natürliche Fressfeinde der Nager wie Igel, von

denen es noch kleine, in der Zone heimische Populationen gab, bedienten sich da gerne, ebenso wie ein paar verwilderte Katzen.

Diese Nachkommen von damals zurückgelassenen Haustieren waren allerdings gerade am Aussterben, weil die wenigen verbliebenen, unkastrierten Kater nicht für genügend Nachwuchs hatten sorgen können und die wenigen Jungen zudem häufig steril waren.

Hunde gab es übrigens in der ganzen Zone gar nicht mehr; die allermeisten waren bei der Evakuierung von ihren Herrchen und Frauchen mitgenommen worden, sah man in ihnen doch eher Familienangehörige als Haustiere und die wenigen Streuner waren inzwischen alle eingegangen.

So viel war klar: Man konnte keinesfalls darauf hoffen, das freie Flottieren verstrahlter Tiere durch die Kanalisation würde sich auf natürliche Weise von selbst regulieren.

Wie aber sollte man hier effektiv von außen eingreifen?

Es ergab sich, dass genau zu dieser Zeit eine Entwicklung der Firma MOBILE AUTONOMOUS ROBOTIC SYSTEMS, kurz MARS, in die Testphase eintrat.

Die Firma entwickelte im Auftrag des Energiekonzerns NEPCO (NUCLEAR ELECTRIC POWER COMPANY) universell einsetzbare Automaten für den Rückbau von Kernkraftwerken, die sich aber auch für die heiklen Aufräumarbeiten nach einem atomaren Super-GAU eignen würden.

Die Katastrophe in der Verbotenen Zone hatte nach Ansicht von MARS ein ideales Testgebiet für ihre Räumereinheiten geschaffen. Es handelte sich bei diesen Geräten um autonom operierende Oktopod-Läufer mit Greifzangen, stabile achtbeinige Laufroboter anpassbarer Größe für unwegsames Gelände, die sie COMMUNICATIVE ROBOTIC AUTONOMOUS BASIC, kurz CRAB nannten.

Die CRABS waren mit energiereichen roten Lasern ausgerüstet, die sie befähigten, große Trümmerstücke in kleinere Trümmerstücke zu zerteilen und dann, wo nötig, im

Team zu einem Sammelplatz neben dem beschädigten Gebäude zu bringen.

Außerdem konnten sie mit ihnen Angriffe von Ratten oder Raubvögeln abwehren und sie verfügten über ein integriertes Beuteschema, das ihnen sagte, was sie abschießen durften, ja sogar sollten, und was nicht, z.B. andere, teure Krabben-Einheiten. Und selbstverständlich, gemäß dem ersten der bekannten und bewährten drei Asimovschen Robotergesetze, auch keine Menschen.

Diese oberste Maxime war ihnen sogar noch zusätzlich auf der Hauptplatine in den BIOS-Chip eingebrannt.

Für den Test hatten MARS und NEPCO die Größe der einzelnen Units auf die einer kräftigen Holzfällerhand festgelegt, zum einen aus Kostengründen, zum anderen, weil bei den in der Zone anfallenden Arbeiten in einem Langzeitversuch keine größeren Dimensionen für notwendig erachtet wurden.

Der Rückbau eines Kernkraftwerks, wo meterdicke Betonarmierungen und Bleiabschirmungen zu zerlegen waren, würde natürlich Einheiten bis zur Größe eines Kleinwagens und darüber hinaus erfordern, aber Mechanik und Elektronik dieser Super-CRABS würden sich nicht grundsätzlich von der ihrer kleineren Verwandten unterscheiden. Sie würden wesentlich kräftiger sein, über größere Tragkraft verfügen und energiereichere Laser erhalten, aber ihre wesentlichen Funktionen und die organisatorischen und logistischen Strukturen ihres konzertierten Einsatzes im Team würden sich ebenso gut auch mit kleineren Modellen erproben lassen.

Wegen der bekannt guten Kontakte von MARS und NEPCO zu Regierung und Magistrat konnte es nicht überraschen, dass der Testeinsatz der CRABS in der Zone als innovatives Projekt von großem Nutzen gefeiert wurde und schnell beschlossene Sache war. Der Zonen-Nachbarschaft verkaufte man den Testeinsatz aber vor allem als Jagd auf die gefährlichen Ratten und Mäuse durch robotische

Kammerjäger und punktete damit, flankiert durch lobende Medien-Kampagnen, bei der Bevölkerung.

So setzte nur wenig später ein Trupp von bleibemantelten MARS-Männern zweihundert CRABS am äußeren Rand der Sperrzone aus, von denen fünfzig sich sofort über das ganze Gebiet verteilten, permanent die Strahlung maßen und die Werte über den neuen Sendemast nach draußen funkten.

Den Mast hatten MARS-Techniker auf dem Flachdach eines fleckig-olivgrünen, siebenstöckigen Plattenbaus an der Peripherie errichtet.

Der Bau repräsentierte einen dort etwas weniger häufig anzutreffenden Gebäudetyp, der neben Wohnungen auch Büro- und Ladeneinheiten beherbergt hatte.

Die anderen CRABS sammelten sich, der Quelle der höchsten Strahlungsemission folgend, beim Ursprung der Verseuchung, dem durch die Explosion beschädigten schmutzig-zitronengelben Plattenbau im Mittelpunkt der Zone. Dort begannen sie unverzüglich mit dem Zerteilen, dem Klassifizieren und dem Abtransport strahlender Überreste, für die sie Halden mit drei unterschiedlichen Kontaminations-Stufen anlegten.



»Hier muss es sein«, behauptete die drahtige Siebzehnjährige, ohne sonderlich überzeugend den Eindruck zu vermitteln, dass sie es wirklich wusste.

»Herrje, Senza«, maulte das andere Mädchen, das jünger aussah, aber genauso mager war, und kein bisschen weniger verdreckt als die Angesprochene.

»Das hört sich nicht grade an, als wärst du dir sicher.«
Zweifelnd sah sie nach oben.

Die enge Röhre war im Durchmesser grade eben noch weit genug, um unterernährte Straßen-Kids ihres Kalibers durchschlüpfen zu lassen wie eine Kugel durch den Lauf.

Die eiserne Leiter an der Wand begann in Griffhöhe ihrer ausgestreckten Arme, wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte, und endete etwa vier Meter höher unter einem runden, eisernen Deckel. Durch zwei kleine Löcher in der Abdeckplatte fiel Licht in eng gebündelten Strahlen auf ihren lilaweißblonden, wirren Haarschopf.

»Und wie sollen wir da bloß hochkommen?«

Senza seufzte.

»Das hat man davon, wenn man Kinder mitnimmt«, lästerte sie. »Ich mach dir die Räuberleiter, Kleines. Und dass wir hier richtig sind, weiß ich so sicher, wie man eben sein kann, wenn einem ein zgedröhnter Freak den Weg erklärt hat.«

» ... und man selber mindestens genauso hackedicht war wie er«, ergänzte Minx trocken und knipste die Taschenlampe an und aus. »Wenn wir nicht richtig am Rand rauskommen, sondern zu weit innen, dann kanns das für uns gewesen sein, hab ich mir sagen lassen. Nur einmal kurz die Rübe rausgestreckt und wir besehn uns den Hanf von unten.«

Senza zuckte mit den schmalen Schultern.

»Wenn schon«, spielte sie vor der Jüngeren wieder die Coole.

»Was haben wir schon zu verlieren? Draußen können wir nicht bleiben. Sie haben unsere Scans für die Gesichtserkennung und wir sind zur Fahndung ausgeschrieben. Ich sage nicht, dass du schuld bist. Aber so ist es nun mal. Draußen haben sie uns schneller, als wir ›Scheißbullen‹ sagen können und dann gehts ab mit uns ins Erziehungslager. Aber ohne mich. Dann lieber krepirt. Wenn ich merke, dass wir zu weit drin sind, dann lauf ich schnell noch weiter rein, bis zu dem Haus mit dem Loch in der Mitte. Kann man ja wohl gar nicht verfehlen. Da hock ich mich dann hin und in ein paar Stunden bin ich hinüber.«

Minx war den Tränen nah.

»Könnten wir denn nicht auch im Kanal leben, so wie Meik? Er sagt, es gibt Tausende, die da leben, allein oder in kleinen Gruppen. Wär doch vielleicht gar nicht mal so schlecht.«

Senza schüttelte energisch den Kopf. »Ohne mich, Kleines. Ich brauch Sonne. Ich bin kein Vampir oder sowas. Wir müssen doch was essen und trinken. Meik sagt, dass sie manchmal dort Ratten fressen oder Mäuse und das dreckige Wasser saufen, das da in den Rinnen fließt. In der Zone, wenn wir Glück haben und richtig rauskommen, sind Läden und Supermärkte. Da gibt es Konserven und Getränke, einfach auf Selbstbedienung und wir können in einer richtigen Wohnung wohnen und in richtigen Betten schlafen, wenn wir wollen jeden Tag woanders.

Wenn wir immer schön am Rand bleiben, haben wir dort ein Leben wie die reichen Kids und die da draußen können uns mal, der Teufel soll sie alle holen!«

Sie holte tief Luft und keuchte, weil sie sich so in Rage geredet hatte, dass darüber das Luftholen zu kurz gekommen war.

Die Augen von Minx glänzten immer noch verdächtig feucht.

»Ja, aber die Krebse«, sagte sie leise. »Ich hab Angst vor diesen Roboter-Krebsen. Die schießen mit Lasern, sagt Meik.«

»Die sind nur für kleine Tiere gefährlich«, beschwichtigte Senza. »Nur für die ganze Brut aus der Kanalisation. Haben sie immer wieder gesagt. Höchstens kleine Vögel jagen die noch.

Die machen nix anderes wie Katzen, und vor denen hast du doch auch keine Angst, oder?«

Minx schüttelte jetzt tapfer den Kopf.

»Ich komm ja mit, Senza«, bekräftigte sie. »Ich hab ja gesagt, dass ich mitkomm. Ich will doch bei dir sein. Ich will immer bei dir sein. Wenn du mich nur wieder so schön streichelst.«

Sie legte ihre Arme um den Hals der Freundin und küsste sie auf den Mund.

Senza ließ es geschehen.

»Aber natürlich, Kleines«, flüsterte sie. »Alles wird gut, du wirst schon sehen.«



Ein paar Jahre nach der Auswilderung der CRAB-Population häuften sich die Probleme in der Zone erneut.

Zwar waren die CRABS autonom und mobil. Sie konnten ihre Akkus selbständig an den Dockingstationen im Erdgeschoß des olivgrünen Baus wieder aufladen und sogar Soft- und Firmware-Updates konnten ihnen auf diesem Weg aufgespielt werden. Für kleinere Hilfen, etwa wenn eine Einheit auf dem Rücken lag oder sich irgendwo verheddert hatte und sich nicht aus eigener Kraft weiterhelfen konnte, hatten die CRABS die Möglichkeit, Notsignale zu senden. Diese Signale aktivierten bei anderen Exemplaren, die sich in der Nähe aufhielten, den »Samariter-Modus« der sie dazu veranlasste, zum Sender zu eilen und im Rahmen ihrer Möglichkeiten Hilfe zu leisten.

Aber trotz solcher ausgeklügelten Funktionen gab es immer höhere Ausfallquoten. Häufig versagte das interne Beuteschema und die CRABS schossen sich mit den Lasern gegenseitig ab oder sie blieben sogar, ohne jede erkennbare Ursache, plötzlich als Totalausfall liegen, vor allem in der inneren Zone.

Ziemlich sicher lag das an der hohen Strahlung, denn im Firmenlabor hatten die Krabben über wesentlich längere Zeiträume hinweg einwandfrei funktioniert.

Bald wurde klar, dass wohl regelmäßige Wartung notwendig war, eine Aufgabe, die permanente menschliche Anwesenheit in der Zone voraussetzte.

Nicht die einzige Aufgabe übrigens, die sich stellte, auch der Sender musste ab und zu überprüft und nachjustiert

werden, tote Tiere waren wegen der starken Geruchsbelästigung und ihrer magnetischen Anziehungskraft auf Mäuse und Ratten einzusammeln, auf geeignete Weise zu entsorgen, und noch einiges andere mehr.

Kurz, man brauchte so etwas wie einen Zonen-Ranger, der dort alles instandhielt und sich um die auftretenden Probleme kümmerte.

Wo aber fand man jemanden, der dazu bereit gewesen wäre, sich immer wieder, oder noch besser permanent, solch hohen Strahlendosen auszusetzen, wie sie in der inneren Zweihundert-Meter-Kernzone auftraten, aber auch noch im mittleren Ring, der sich bis zu einem Radius von fünfhundert Metern um das immer noch hochaktive Strahlungszentrum herum ausdehnte?

Die Lösung, die den damit befassten Behörden einfiel, die MARS von dem Wartungsproblem unterrichtet hatte, war so typisch obrigkeitsstaatlich und autoritär, dass sie keinen überraschen konnte, der schon eine Zeit lang in der Stadt lebte.

Man bot Strafgefangenen, die in den Todeszellen von St. Victor saßen, die Chance, sich freiwillig für den Posten eines Rangers in der Verbotenen Zone zu melden.

Und siehe da, nicht wenige konnten sich mit der Aussicht anfreunden, in einem verfallenden, menschenleeren, nur von kranken Tieren und reparaturbedürftigen Roboterkrebsen besiedelten Gebiet zu leben, um dort langsam als medizinischer Selbstversorger an der Strahlenkrankheit zu krepieren.

Diese Perspektive erschien manchen immer noch erträglicher als die Gewissheit, eines schönen Morgens abgeholt und auf den Elektrischen Stuhl geschnallt zu werden, den alle dort den ›Schwarzen Raucher‹ nannten, weil die Delinquenten manchmal zu qualmen und zu brennen anfangen, bevor sie nach langem und qualvollem Todeskampf in die Zinkwanne gelegt wurden.

Einer dieser Freiwilligen also, der am geeignetsten erschien, erhielt bei MARS einen Crashkurs in der Wartung der CRABS, ebenso wie in den diversen anderen Tätigkeiten, die man von ihm erwartete.

Dann stattete man ihn mit improvisierter, beinahe schon grotesk anmutender Schutzkleidung aus, nicht etwa aus Menschenfreundlichkeit - schließlich war er ja ein zum Tode verurteilter Schwerverbrecher - sondern damit er wenigstens ein paar Wochen lang seine für das Projekt so wichtige Tätigkeit würde ausüben können.

Mit einem Helm, ähnlich dem eines Tiefseetauchers, einem langen Blei-Poncho und schweren bleiplattierten Stiefeln versehen, wurde er über den einzigen noch passierbaren, scharf bewachten Zugang durch die Kanalisation ins Sperrgebiet verbracht. Aber die Kamerakopter, welche die Zone aus der Luft überwachten, lieferten von seinen Aktivitäten überaus enttäuschende Bilder. Der gepanzerte ›Liquidator‹, wie er im allgemeinen Jargon genannt wurde, der Mühe hatte, sich vor lauter Blei überhaupt noch zu bewegen, das seinen Körper trotzdem nur lückenhaft schützte, dachte gar nicht daran, nun pflichtgemäß die liegengebliebenen CRABS in der Kernzone einzusammeln.

Stattdessen verschwand er in der olivgrünen Mietskaserne am äußeren, schon strahlungsarmen Rand der Zone, seiner Operationsbasis mit der Werkstätte und den Dockingstationen für die Krabben und legte, wie man vermuten durfte, erst einmal das ganze schwere Zeug ab, um sich dann zu entspannen.

Und er entspannte sich sehr lange.

Er missachtete auch die Anweisung, sich jeden Abend um achtzehn Uhr dreissig zum Rapport zu melden und einige simple medizinische Vitalparameter wie Blutdruck, Körpertemperatur und Atemfrequenz, die er an sich messen sollte, dem neu eingestellten medizinischen Personal im MARS-Labor zu übermitteln. Warum sollte er auch, er hatte

sich ja keiner Gefahr ausgesetzt und nichts getan, worüber eine Berichterstattung von Interesse gewesen wäre.

Trotz eingehender Belehrung über die möglichen Folgen seines subversiven Treibens und darauf gegründeter scharfer Ermahnungen, die man ihm per Telescriptor in die Basis sandte, kam er auch in den folgenden Tagen seinen Pflichten nicht nach.

Also entzog man ihm die Essens- und Getränkeportionen, die ihm sonst täglich am Morgen durch den Kanalgang geschickt wurden und hoffte, ihn auf diese Weise weichzukochen.

Er zeigte sich allerdings wenig beeindruckt.

Dafür sah man ihn mit einem dicken Hammer in der Hand einen Supermarkt im nächsten Gebäude, einem moosgrünen Plattenbau, aufsuchen, den er bald darauf mit einem Karton, randvoll gefüllt mit Konserven und Flaschen, wieder verließ.

Dabei winkte er fröhlich den Drohnen hoch über seinem Kopf zu.

Bei MARS beriet die Projektleitung hinter verschlossenen Türen über das weitere Vorgehen und fasste dann, wie später durchsickerte, den Beschluss, diesen Fall einer ›diskreten internen Lösung‹ zuzuführen, um möglichst wenig Aufsehen in der Öffentlichkeit zu erregen, die damals noch gierig auf Schauergeschichten aus der Verbotenen Zone lauerte.

Und wirklich gelang es ihnen, über dieses Kapitel der CRAB-Testphase einen so dichten Mantel des Schweigens zu breiten, dass bis heute kein einziger Medienbericht zu finden ist, der etwas Licht in die Sache gebracht oder wenigstens auf die Existenz der informationellen Dunkelwolke hingewiesen hätte, die damals über der Zone hing.

Der Krebs, den der Ranger Lefty genannt hatte, eilte geschickt die Treppenstufen hinunter. Er driftete dabei immer wieder zur linken Seite hin ab und musste sich wieder neu ausrichten, was er jedoch so schnell erledigt bekam, dass er sein Tempo kaum verringern musste.

Der Linksdrall wurde von einem leicht lädierten Bein auf der linken Körperseite bewirkt, das der Ranger nicht ersetzt hatte, weil er Eigenheiten, die grundlegende Funktionen nicht gravierend einschränkten, bei den CRABS schätzte. Sie verliehen den Exemplaren Individualität und halfen ihm dabei, sie auseinanderzuhalten.

Im Lauf der Jahre, die er nun schon zusammen mit den Hitec-Geräten verbracht hatte, war bei ihm eine Beziehung zu den hochfunktionellen Maschinen gewachsen, die durchaus persönliche Züge trug. Er konnte sie alle unterscheiden und hatte allen Namen gegeben, die manchmal ihre Eigenheiten reflektierten, manchmal aber auch nur einer spontanen Eingebung folgend von ihm vergeben worden waren.

Unten, an der Schwelle zur Außentreppe, wartete Lefty vor dem Ausgang, dessen Tür entfernt worden war, damit die CRABS jederzeit zu ihren Dockingstationen gelangen konnten, die hier im Erdgeschoß untergebracht waren.

Wieder gab er einige Quietschgeräusche von sich und rannte dann draußen unter dem Vordach die flache Rampe hinunter, die der Ranger regelmäßig vom Unkraut befreite, um den abends einpassierenden und am Morgen wieder ausrückenden Exemplaren den Weg freizuhalten.

Zielstrebig richtete Lefty sich nach der Mauer hin aus, die gut fünfzig Meter entfernt aufragte und bahnte sich einen Weg durch Gestrüpp und Buschwerk, das Pflaster und Asphalt immer weiter aufbrach und überzog. Aus dem offenen Seitenfenster eines vom Rost roten Fahrzeugs mit platten Reifen, schräg voraus, wuchs ein Haselnuss-Strauch.

Nach etwa der Hälfte der Distanz bis zum Bollwerk, über dem es immer wieder aufblitzte, wenn Insekten in den

summenden Schirm gerieten, wendete er sich nach links und lief auf eine Gruppe höherer Bäume zu, die noch aus der Vor-Zonenzeit stammten und nun zu einem kleinen Wäldchen herangewachsen waren.

Der Ranger folgte dem geschäftig vorauseilenden Lefty bis zum Rand der Baumgruppe, teilte die Zweige einiger mannshoher Büsche und dann war plötzlich klar, warum ihn die Krabbe hierher geführt hatte, die sich nun, mission completed, seitlich durch die Büsche entfernte.

Auf dem bemoosten Boden in einigen Metern Entfernung saßen zwei Menschen in schmutziger, abgerissener Bekleidung, junge Mädchen offenbar, beide mit kurzem Haarschopf.

Die eine, so etwas wie lilablond und vermutlich die jüngere, hatte Tränen in den Augen und unterhalb des hochgerollten Hosenbeins ein sauber gestanztes Loch in der Wade.

Sie schluchzte und schniefte ein wenig, während die Göre mit dem schwarzen Haarschopf ihr die Hand hielt und ihr mit der anderen tröstend die dreckfleckige, strichweise durch ihre Tränen gereinigte Wange tätschelte.

Vor den beiden lag bewegungslos eine Krabbe.

Sie lag da ziemlich flach und einige Beine standen in unpassenden Winkeln von ihrem Körper weg, während mindestens zwei andere abgeknickt waren. Die blauen Lichter am Rumpf blinkten noch einmal kurz und erloschen dann.

Als die beiden den Ranger erblickten, klammerten sie sich aneinander fest.

In ihren Gesichtern stand Angst.

Angst, ausgelöst durch das wutverzerrte Gesicht des seltsamen Mannes, der sie mit zornig blitzenden Augen fixierte.

»Wer zum Teufel seid ihr, und wie kommt ihr hierher?«, blaffte er die Mädchen an. »Und was habt ihr mit Billy

gemacht?«



Nach dem Fiasko mit dem Todeskandidaten kam man bei MARS zu der Einsicht, weitere Experimente mit Leuten, die nichts mehr zu verlieren hatten, seien nicht erfolgversprechend, bedankte sich bei den Behörden und überließ die übrigen, tief enttäuschten Bewerber wieder dem Schwarzen Raucher, der ihnen von Gerichts wegen zgedacht war.

Man suchte nach besseren Lösungen und befand sich dabei gerade in einer ersten Brainstorming-Phase, als eines Abends ein hochrangiger Funktionär von NEPCO mit dem CRAB-Projektleiter zum Essen ging und diesem dabei diskret einen höchst inoffiziellen Vorschlag auf dem kurzen Dienstweg unterbreitete. Über ähnliche Kontakte wie den beschriebenen war es natürlich schon bis zu NEPCO durchgedrungen, dass es bei MARS gerade etwas klemmte, was die Wartung der Räumlichkeiten anbelangte.

Da wurden beim Atomstrom-Erzeuger nämlich gerade wieder die Folgen eines peinlichen Vorfalls virulent, der sich bereits ein Jahr vor der Explosion der Schmutzigen Bombe in der Vorstadt ereignet hatte und den man glücklicherweise aus den Medien hatte heraushalten können. In einem NEPCO-Kernkraftwerk war es damals zur Verstrahlung einer Mitarbeiterin gekommen, die zu allem Überfluss auch noch schwanger gewesen war.

In der zwanzigsten Woche, wo man ihr keine großzügig honorierte Abtreibung mehr anbieten konnte. Genauer gesagt wurde ihr diese zwar angeboten, von ihr aber empört zurückgewiesen.

Man ging von einer Äquivalentdosis von 1,8 Sievert (Sv) aus.

Die Frau wurde dekontaminiert und unverzüglich in die gut ausgestattete Betriebs-Klinik eingeliefert, wo man sie mit

Jodtabletten und Vitaminpräparaten versorgte und die hämatologischen Schäden durch Bluttransfusionen behandelte.

Da sich aufgrund des geschwächten Immunsystems Anzeichen einer Sepsis zeigten, entschloss man sich trotz der Schwangerschaft zu einer Therapie mit hochriskanten Antibiotika und hoffte im Stillen, der Körper der Frau würde den Fötus, den man für ernsthaft geschädigt hielt, abstoßen.

So hätte man ihm ein traurige Zukunft mit schwersten Behinderungen erspart und wenigstens die Mutter gerettet.

Tatsächlich kam es bei der Frau zwei Wochen später zu einer Frühgeburt. Das Kind, ein Junge, schien jedoch wider alle Erwartungen gesund und lebensfähig, ja sogar erstaunlich gut entwickelt zu sein, wies keine sichtbaren Mängel auf und zeigte auch keine organischen Fehlbildungen oder Dysfunktionen, wie gründliche Untersuchungen ergaben.

Der Mutter allerdings ging es immer schlechter.

Vierzehn Tage nach der Geburt des Jungen erlag sie einem eigentlich banalen Infekt.

Offenbar gab es keine Angehörigen, die unbequeme Fragen hätten stellen können. Die Personalakte der Frau zeigte, dass sie ihren Vater schon als Kind verloren hatte. Ihre Mutter war vor drei Jahren einem Krebsleiden erlegen und ein älterer Bruder war bei einem Segeltörn verschollen und inzwischen für tot erklärt worden.

Der Vater des Neugeborenen konnte nicht ermittelt werden.

Dies alles nur, um zu erklären, wie mit dem Waisenkind verfahren wurde. Ihn einer staatlichen Fürsorgeeinrichtung zu überantworten, hätte mit Sicherheit unangenehme Fragen nach sich gezogen. Also vertraute man ihn einem kinderlosen Paar an, das sich jahrelang schon vergeblich bemüht hatte, eigene Nachkommen zu zeugen oder, nachdem ihre Bemühungen wegen beiderseitiger